

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 241.

Samstag, 14. Oktober.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Die Lierbachs-Mädchen.

Münchner Roman von Emma Haushofer-Metz.

(Nachdruck verboten.)

Die eine Freude mußte sie doch wenigstens für sich beanspruchen dürfen: Für die Ihnen etwas tun zu können. Was hatte sie denn sonst von diesem Reichtum, von diesem Überfluß, um den der arme, sieche Mann so heiß gerungen? Sie selbst brauchte ja nichts als das schlichte Kleid der Pflegerin.

Unzählige Mal hatte sie in den Sommerwochen die Frage an Lüders gerichtet:

„Glauben Sie wirklich, daß ich es mir erlämpfen soll, heimreisen zu dürfen? Emil wird natürlich sehr ungehalten sein. Ist es nicht unrecht, wenn ich weggehe? Aber ich sehne mich doch so über alle Maßen, die Meinen wiederzusehen, dem Vater die Hand zu drücken, dabei zu sein, wenn Waldemar ankommt —“

Der kleine Maler versicherte ihr immer wieder:

„Sie dürfen nicht bloß hintreisen zu dem Geburtstag — Sie müssen! Ihr Vater hat doch auch ein Recht an Sie. Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie ersezten werde, so gut ich irgend kann. Ich lese gebüldig die Börsenberichte vor. Ich lasse mich anbrummen. Ich spiele Schach und verliere mit Gleichmut alle Partien. Aber Sie sollen auch nicht in einer Jagd hingehen und erfahren. Gönnen Sie sich nur ein wirkliches Ausruhen.“

Grete war auch in diesen heißen Tagen so müde und schlaff, daß sie selbst fühlte, sie müsse andere Lust atmen, neue frohe Eindrücke haben, wenn ihre Nerven nicht ganz versagen sollten. So ließ sie sich denn auch von dem Brummen und Stöhnen, von allen harren Vorwürfen ihres Mannes nicht zurückhalten und bestand auf der Reise.

Schon auf dem Bahnhof war es ihr zumute wie einer Gefangenen, die wieder den Hauch der Freiheit verspürt. Lüders hatte sie begleitet. In ihrer Vorfreude auf das Wiedersehen mit den Eltern, in der Erregung, die ihr nun, in ihrem eintönigen Leben, eine Reise hervorrief, drückte sie ihm mit tiefer Mühung die Hand.

„Ah, Lüders! Was wäre aus mir geworden in dieser traurigen Zeit ohne Sie! Verzweifeln hätte ich müssen ohne Ihre Freundschaft! Alle, alle haben mich im Stich gelassen! Sie waren der Beste, der Treueste, der Selbstloseste! Ich werde Ihr Lied singen beim Vater, bei allen den Kollegen.“

Er lächelte begnügt; ein ganz verklärter Ausdruck war auf seinem ernsten, blassen Gesicht mit den melancholischen Augen.

„Mehr verlange ich nicht. Wenn ich Ihnen wirklich etwas sein kann, Grete, das ist ja alles, was ich vom Leben begehre“, stammelte er in seiner Ergriffenheit.

Wie ernst und traurig sie geworden war, das fühlte Grete erst so recht, als sie plötzlich wieder in den lüstigen Kreis der Maler versetzt war. Eine andere Welt!

Die Eltern wohnten in diesem Sommer in der „Feldwiese“, einem stillen Dörfchen am Chiemsee, nahe

an den Bergen. Hier landete kein Dampfer, hier gab es keinen Bahnhof, keine Post. Nur Fischermänner, nur große heubeladene Kähne, die nach den Inseln fuhren, stießen vom Land, und einmal am Tage kam ein alter Briefträger von der nächsten Station und vermittelte den Verkehr. Sonntags blieb er aus; da bekam man keine Zeitungen, keine Nachricht. In einem kleinen Häuschen mitten in einem Obstgarten, mit Geranien auf der breiten Altane, wohnte Lierbach mit seiner Frau, mit Trudel und den Enkelkindern.

Grete hatte den Eltern ihren Beich nicht vorher angekündigt; sie hatte bis zuletzt gefürchtet, daß doch wieder irgend etwas dazwischen käme.

Nun war sie ganz gerührt, wie tief es den Vater bewegte, als sie unvermutet zu ihm auf den Studienplatz kam und sagte: „Grüß Gott, Papa!“

„Meine Gretel ist wieder da!“ rief er mit einem Aufleuchten der guten, lieben Augen. „Da ist der fad Siebziger doch auch für was nütz, weil er dich zu mit herbringt!“

Sie konnte seine Hand gar nicht wieder loslassen. Oh, der Heimatklang, der Olfarbengeruch, die ländliche Stille; wie ihr das alles zu Herzen ging!

Trudel sah frisch und blühend aus und hatte auch ihr altes Lachen noch, trotz der Trennung von ihrem Gatten. Die beiden lustigen, lebhaftesten Kinder ließen keinen Trübinn aufkommen und sie war ja auch immer in dieser heiteren Atmosphäre geblieben. Wieder war man vollauf beschäftigt mit einem Fest, das für den Geburtstag vorbereitet wurde.

Das ganze Dorf half mit. Die Männer brachten BERGE von Tannen aus dem Wald, die Frauen plünderten ihre bunten Gärten und die Kinder waren beim Girlandenwinden beschäftigt. Die Maler hatten die kleinen Buben abgerichtet, daß sie jedesmal, wenn einer von der „Zunft“ erschien, sich stramm stellen und die Worte sagen mußten: „Malen ist eine sehr schwierige, aber höchst notwendige Kunst!“ Dann belohnten sie ein Küpperl zur Belohnung. Das gab jedesmal, mittin in der eifriger Arbeit, ein allgemeines Gelächter, wenn wieder einer die mühsam eingelernte Lektion herausprudelte, um sich das Geld zu verdienen, das sofort beim Krämer in greulichen „Zuckerln“ angelegt wurde.

Grete hatte sich natürlich auch in der Scheune, wo man die Kränze und Girlanden band, an der Arbeit beteiligt; aber es ward ihr schwer, sich in den alten lustigen Ton zu finden. Kreuzer, der noch immer Unvereiratete, aber immer Liebedürftige, wollte ihr gleich wieder in seiner fecken Weise den Hof machen. Er sah immer noch wie ein blässer Junge aus, den man nicht ernst nehmen konnte. Doch sie war zu lange auf die Schweinut gestimmt gewesen, um diese übermüdeten Scherze, dieses Lachen lange zu ertragen. Unbeirrt schlüppte sie fort von der festlich geistimten Gesellschaft und lief hinunter an das einsame Ufer, wo

man nur das Glücken der Wellen hörte, nur zuwellen ein Dudentichen durch das Schilf flatterte, wo man die Sonne versinken und die lezte Farbenglut verzittern sah, die sie noch über die weite Fläche hinzauberte. Diese traumhafte Stille! Diese Ostluft, die ihr über die blassen Wangen hinstrich! Es war wie ein wehmüttiges Erwachen zu der Daseinsfreude von einst, zu der Schönheitsfülle, die der Malerin das Herz bewegt hatte, wie ein seliges Untertauchen in die Heimat.

Am Geburtstage verkündeten schon am Morgen Völlerschüsse den Beginn der Feier. So gar in der Nacht hatte man gearbeitet. Vor dem Festhause stand als Flaggenbaum eine schlanke, junge Lanne, die frisch aus dem Wald geholt und eingepflanzt worden war und an der nun die deutsche Fahne wehte, und eifrig wurde geschafft, um hier mit Girlanden und blau-weißen Bändern eine Art grünes Zelt herzustellen, unter dem die Festtafel gedeckt wurde.

Eine Schar Kinder mit Blumenkränzen auf den Blondköpfen, voran die Enkel, die kleine Grete und der kleine Walter, die ganz tapfer ihre Verslein vor dem Großpapa aufgesagt hatten, holten nun den Jubilar ab, um ihn zum Ufer zu geleiten.

Der Chiemsee schien zum Dank dafür, daß ihn die Maler so oft verberricht hatten, heute mit ihnen im Bunde; er lag glatt und still, so blau und klar wie nur an einem schönen Septembertag, in seiner allernädigsten Laune.

Und in Glanz und Sonne kam nun eine ganze Flotte heran.

Voran ein Wikingerschiff mit einem großen Drachen am Bugspriet, dahinter kleinere Nachen und Gondeln mit grünen Baldachinen, mit leuchtenden Büscheln von Malven und Georginen mit flatterndem Schilf, mit bunten Wimpeln und goldenen Wappen auf glühendem Rot.

Als wären Hieenhände am Werk gewesen, die aus jüchtigen Schiffserkähnen diese Pracht hervorgezaubert hatten. Der riesige Drache, alle die Blumenschiffe spiegelten sich in dem lichten Wasser; es war ein Geblümmer von Farben, ein Leuchten und Blitzen auf der blauen Fläche; in einem wundervollen Schimmer zog das eigenartige Bild näher und näher; von den Nudern perlten die silbernen Tropfen. Und nun sang vielstimmiger Gesang über das Wasser her, die Festbymne, mit der die Maler in dem großen Wikingerschiff ihren Meister begrüßten.

Bierbach hielt die Hände vor die Augen, als blendete ihn die Sonne. Er wollte nicht sehen lassen, daß es ihm feucht an den Wimpern hing, daß er ganz weich und gerührt war von der zauberhaften Schönheit. Das große Drachenschiff landete zuerst. Es brachte die Musiker, die sich am Ufer aufstellten und einen Marsch bliesen, während nun ein ganzer Zug sich entfaltete mit Fahnen und Wappen, mit Körben voll Blumen und hochgetragenen Festgelehenen.

Grete sah alle die wohlbekannten Gesichter wieder: Steinach mit dem roten Bart, der eine junge Frau am Arm führte, Gröbler, der dick geworden war wie eine Kugel, das Ehepaar Haubenschmid, Kreuzer, der als Predner im goldgefärbten Gewand erschienen war, mit einem Blumenkranz im Haar. Es kamen auch noch viele Kollegen, die ihr fremd waren; das Ufer ward belebt von hellen Damenkleidern; es entfaltete sich ein buntes Treiben, wie es an dem einsamen Gestade wohl noch kaum gesehen worden war. Als letzter stieg ein schlanker Mann aus dem Blumenschiff, der den Hut tief in die Stirn gezogen hatte und der sich hinter dem Malerwappen verbarg, das Gröbler gravitätisch vorantrug.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Patrouille in den Vogesen arbeitet.

„Bei X war eine kleine Patrouille erfolgreich.“ Wie einfach klingt diese Inappe und doch so nüchtern-sachliche Darstellung unserer Obersten Heeresleitung. Aber wieviel stilles Heldentum, wie viel Selbstbeherrschung und Mut hinter diesen kurzen Berichten, die manch Verwöhnten schon etwas Alltägliches geworden sind, sich eigentlich verbirgt, davon haben wohl wenig Leute eine Ahnung. Ja, daß es selbst viele Unternehmungen gibt, die eben solche Anforderungen stellen wie grobe Gefechte, von denen aber nichts an die Öffentlichkeit kommt, das wird nicht bedacht. Beim Appell unseres Pionierzuges in einem kleinen Vogesendorfchen war es, wo man Freiwillige suchte, die eine Infanteriepatrouille unterstützen sollten. Eine französische Feldwache sollte überrumpelt, die Besatzung ausgehoben und deren Reh zerstört werden. Gerade das letztere war eine Spezialaufgabe für uns, und welcher Pionier wäre da nicht mit Leib und Seele dabei, wo es gilt, einen Spezialauftrag auszuführen! So traten auch gleich eine ganze Anzahl Leute neben mir hervor. Sogar ein Vierzigjähriger, der auch mal gern einen am Krawatzen packen möchte“, wie er treuherzig meinte, ist darunter. Betrübt tritt er jedoch wieder ab, als ihm bedeutet wurde, daß weit über die gewünschte Zahl junger und jüngster Leute sich gemeldet hätten, denen man in diesem Falle doch den Vorzug geben müßte. Es erweist sich wieder, daß der lange Stellungskrieg die Unternehmungslust nicht hat einschlafen lassen und die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, von vielen bereitwillig ergriffen wird. Doch die Lösung der gestellten Aufgabe ist nicht so leicht, wie sie scheint! 400 Meter freies — gegen den Feind zu auffallendes Gelände sind zu überschreiten und zwei tiefe Bänder Drahtverhau sind zu überwinden, um an das Objekt heranzukommen! Die Vorbereitungen sprechen schon vom Ernst der Sache. Die Achsellappen werden abgeschnitten, sämtliche Schriftstücke zurückgelassen, denn der Feind soll, falls ihm Tote oder Verwundete in die Hand fallen sollten — keinerlei Aufschlüsse über uns erhalten! Der Himmel hat alle seine Schleusen geöffnet, als wir uns gegen 10 Uhr nachts — an die 30 Mann — auf den Weg zu den vorberen Gräben machten. So sehr wir auf diesem Marsch den Unbillen der Witterung flüchten, so günstig zeigte es sich später für das Gelingen der Unternehmung. Punkt 1 Uhr sollten wir den Graben verlassen! Nur wer schon selbst in vorderster Linie den Beginn eines Unternehmens abgewartet hat, weiß, was man da in langen Minuten durchlebt, weiß, wie man immer wieder die Handgranaten im Gurt zurechträgt und den Moment zum Vorstürmen, den Zeitpunkt der befreidenden Auslösung der aufs höchste gespannten Nerven kaum mehr erwarten kann. Da! Eine verräterische Leuchtkugel zischt aus dem feindlichen Graben! Nur matt vermag sie das Gelände zu erhellen, so dicht peitscht der Sturm den Regen uns entgegen. Sollte der Gegner von unserem Vorhaben wissen? Doch da erkennt auch schon das langersehnte Lösungswort — und hinaus geht's. — Ein eigentliches Gefühl beschleicht einen da, das Gelände, das man bis jetzt nur durch den engen Schluß eines Stahlschildes geschaut hat, unter seinen Füßen zu wissen. Vorwärts geht es, bergab — über den Granattrichter — immer vorwärts! Sturm und Hagelschlag überlönen das Geräusch unserer Schritte und schon sind wir an den feindlichen Hindernissen! Stolperdrähte — eine handbreit über dem Boden verstrannt — suchen uns zu Fall zu bringen. Doch darüber geht's, ans eigentliche Verhau! Schnell und geräuschlos werden die ersten spanischen Reiter beiseite geschafft und die Drahtscheren verrichten ihre Arbeit. Allrend fallen die geschnittenen Drähte zu Boden — hindurch geht's durch die Lücke und dann des Unwetters sind wir nun schon zwischen der französischen Stellung und ihrer vorgehoobenen Feldwache, ohne entdeckt oder gehört worden zu sein. Von der Planke soll sie gepackt werden! Nur noch zwei Meter Hindernis trennen uns vom Ziel und schon glaubten wir das Spiel gewonnen zu haben — da kracht der Schuß eines Wachtpostens und deutlich vernehmen wir Alarmrufe im Innern der kleinen Feste. Wir sind erkannt und weitere Vorsicht wäre Zeitverschwendug, drum drauf!! Hinweg über den Rest des Hindernisses und die ersten Handgranaten bersten. Überall blitzen und kracht es und bald hatten wir Buden entdeckt, durch die ein paar wohlgezielte Handgranaten ins Innere des Hauses flogen, um dort doppelt furchterlich zu wirken. Schon wird es aber auch in der französischen Stellung lebendig. Erst ein-



Der Krieg verkündet unaufhörlich durch den Donnerton seiner Geschüze, daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk. G. Freitag.

geline Postenschüsse, — dann folgt aber rasch ein tüchtiges Schnellfeuer in unsere Ränke. Doch ein genaues Zielen ist unmöglich und so geht der größte Teil der Geschosse mit unheimlichen Pfeifen über uns weg. Die Feldwache wehrte sich verzweifelt mit Gewehr und Handgranaten, doch immer lichter werden ihre Reihen. Heulend ziehen die Granaten unserer bereitgehaltenen Artillerie über uns weg, um in der französischen Stellung krachend zu sprengen. Granate um Granate, — als wollte eine der anderen zuvorkommen — stürzt in den gegnerischen Graben und deckt dessen Besatzung zu. Noch ist aber unsere Hauptarbeit nicht verrichtet! Die vorbereitete Sprengladung ruht noch geborgen in einem Granattrichter. Doch da beginnt schon die eigene Artillerie ihr Feuer auf die Feldwache zu lenken: das verabredete Zeichen für unser Zurückkehren! Jetzt ist rasches Handeln nötig! Es gelingt, die Sprengladung zu zünden und geschickt anzu bringen. Nun heißt es aber ums Leben zu laufen! Eine Gasse im Drahtverhau benützend, renne ich zurück und sehe zu spät, daß ich in eine Sadgasse geraten bin. Ein Zurück ist unmöglich! In wilder Hast arbeite ich mich durch das Drahtgewirr und bald hängen die Fäden von der Kleidung. Ein bestürzender Knall läßt mich umschauen! — Eine mächtige Feuersäule steigt aus der Feldwache empor und wirft im weiten Umkreis einen glühenden Sprühregen! — Gottlob! — Der Auftrag ist geglückt: Die Ladung hat ihre Schuldigkeit getan. — Geländefalten benützend, alte Hindernisse und verlassene Gräben umgehend, haste ich weiter —, fast atemlos bin ich gerannt, da — eine Leuchtflugel will uns noch verraten —, doch schon liege ich im hohen Gras! Während ich mich verschauft, sehe ich mich einem wildfremden Gelände gegenüber. Zu allem Überfluß fängt nun ein französisches Maschinengewehr an zu taktzen und streut die Gegend ab. Da ziehe ich vor, liegen zu bleiben und erst als sich der Gegner beruhigte und nur ab und zu ein Schuh die Ruhe bricht, sehe ich meinen Rückweg fort. Ein neuer Drahtverhau hemmt den Weg! Doch wieder geht es unter Einbuße einiger Kleider- und Hautfetzen weiter, bis ich plötzlich den Schießscharten eines Schützengrabens gegenüber liege. In der Dunkelheit verlor ich die Richtung. Und so bangte ich in peinlicher Un gewiheit: Ist's ein eigener, ist's ein gegnerischer Graben? Ich warte und lausche. Da hört ich zwei Posten sprechen: Deutsche Laute! — Gerettet! — Ein Sprung über die Brustwehr und ich stehe vor den erstaunten Posten und erfahre, daß alles wieder glücklich zurück ist. (Benz. Bln.)



Aus der Kriegszeit.

Eine neue Blindenlesemashine. Alle Erfindungen und Systeme, die den Blinden das „Lesen“ ermöglichen sollen, müssen als Erfolg des Auges den Tastinn oder das Gehör in Anspruch nehmen. Darum ging der Gedanke der ersten Blindenschrift von dem einfachen Prinzip aus, die Buchstaben ex haben darzustellen, so daß sie von den Blinden abgetastet werden können. Dieses Abtasten wurde dadurch erleichtert, daß man statt der Reliefsbuchstaben ein aus einzelnen erhabenen Punkten bestehendes Schriftsystem verwandte. Hierauf beruht auch die seit 1879 in allen Kulturstaten eingeführte Braille'sche Punktschrift für Blinde, bei welcher alle Schriftzeichen durch Gruppen erhabener Punkte dargestellt sind. Neuerdings aber ist man wieder bemüht, dem Blinde die gewöhnliche Druckschrift zugänglich zu machen, d. h. ihm das Lesen aller Bücher und Zeitungen ohne Ausnahme zu ermöglichen, zu welchem Zweck das Gehör zur sinnlichen Vermittlung herangezogen wurde. Dieser Erfolg des Auges durch das Ohr soll mittels Übertragung der Schrift durch die sogenannte Selenzelle verwirklicht werden. Das Selen, ein chemisch einfacher Körper, ein Element, wird hauptsächlich bei der Schwefelsäurefabrikation als Nebenprodukt gewonnen und ist im Handel in Form roten Pulvers oder schwarzer Stangen bekannt. Die Selenzelle wird hergestellt, indem man ein Porzellantäfelchen auf der einen Seite mit einer dünnen schwarzen Selenbeschicht überzieht. Bildet man aus einer Stromquelle, einem Telephon und einer Selenzelle einen Stromkreis und belichtet die Selenzelle mit Licht von wechselnder Stärke, so rufen alle Änderungen der Lichtstärke entsprechende Stromschwankungen hervor, so daß das Telephon er tönt. Da die Selenzelle gestattet, rasch wechselnde Lichteindrücke in entsprechende Stromänderungen umzusehen, vermag sie sozusagen die Eindrücke von Dingen in gleicher Weise zu unterscheiden wie unser Auge. Daher kann eine Vorrichtung, die mittels solcher außerordentlich lichtempfindlicher Zellen wechselnde Lichteindrücke anzeigen vermag, als sehende Maschine bezeichnet werden. Hierauf

beruht zum großen Teile die neue Blindenlesemashine von Binzengen und Ries, über die der eine der beiden Erfinder, Dr. Christian Ries, im Prometheus außerordentlich interessante Erklärungen veröffentlicht. Das Grundsystem dieser Blindenlesemashine besteht kurz gesagt darin, daß die Buchstaben in Bildpunkte zerlegt, die Bildpunkte mittels Selenzellen in Stromstärke umgesetzt und durch Tast- oder Reizvorrichtungen betätigkt werden, die durch entsprechende Reizungen der Finger den Blinden die Buchstaben zum Bewußtsein bringen. Die Maschine besteht aus drei Hauptteilen: aus der optischen und Selenzellen - Anordnung, dem Lesestisch und der elektrischen Apparatur. Von einem ganz schmalen Streifen der Lesefläche wird durch ein Linsensystem ein vergrößertes Bild entworfen und auf ein System von acht nebeneinander liegenden Selenzellen projiziert. So lange der Lichtstreifen nur die weiße unbedruckte Papierfläche trifft, ist das Selenzellsystem beleuchtet. Wenn aber ein Buchstabe durch den Lichtstreifen geht, so wird das Selenzellsystem durch die Schattenbilder der Buchstabenpunkte verdunkelt, in die der Buchstabe sich bei der Projektion zerlegen läßt. Denkt man sich z. B. jede Druckzeile durch parallele Linien in acht Teile zerlegt, die dem achtteiligen Selenzellsystem entsprechen, so wirkt das Er scheinen des T zuerst nur auf die erste Zelle, dann fast gleichzeitig auf die obersten sechs Zellen, wobei der Querstrich des lateinischen T die erste Zelle bedekt, der Längsstrich von oben nach unten sechs Zellen, so daß nur die untersten Zellen, nämlich die siebente und die achte, von dem Lichtbild nicht getroffen werden. Auf diese Weise wirkt jeder Buchstabe so auf die Zellen, daß die Art und Reihenfolge ihrer Verdunkelung das genaue Buchstabenbild wieder gibt. Die Selenzellen sind auf elektrischem Wege mit einer Reiz- oder Tastvorrichtung in Verbindung, welche aus acht Vertiefungen besteht, in die der Blinde je einen Finger der beiden Hände legt. Ausgabe der Reizvorrichtung ist es, in dem Blinden beim Vorüberziehen der Buchstaben vor dem Selenzellsystem die Vorstellung zu erwecken, als gleite ihm die Druckschrift in Form einer großen Punktschrift unter den Fingern hindurch. Darum ist in jeder der acht Vertiefungen eine Taste angebracht, die bei Verdunkelung der zugehörigen Selenzelle in rasche Vibrationen gerät oder auch durch ungleiche Erwärmung oder durch eine leichte Elektrisierung der Finger auf das Tastgefühl des Blinden wirkt. Der Lesestisch besteht aus einer Grundplatte, welche die Verschiebung des Lesestoffs von Zeile zu Zeile ermöglicht, und einer damit verbundenen Schienenvorrichtung, deren Links- und Rechtsbewegung automatisch erfolgt, so oft die Grundplatte von Zeile zu Zeile verschoben wird. Sehr vorteilhaft ist, daß die Blindenlesemashine keineswegs eine elektrische Leitung voraussetzt, die Beleuchtung kann auch durch Akkumulatoren geschehen, die Tastvorrichtung erfordert nur ein bis zwei gewöhnliche Elemente, und für den Betrieb der Hauptleitung genügt eine geignete Taschenlampenbatterie.

Czerny und Billroth im deutsch-französischen Kriege. Der berühmte Chirurg Professor Vincenz Czerny, dessen Tod dieser Tage aus Heidelberg gemeldet wurde, hat sich als Assistent Theodor Billroths im deutsch-französischen Kriege 1870 bis 1871 betätigt. Aus den Briefen seines ehemaligen Lehrers ergibt sich ein anschauliches Bild von dem Zusammenwirken der beiden großen Ärzte in den Lazaretten von Weizenburg, wohin sie sich unmittelbar nach der nach diesem Städchen benannten Schlacht von Wien aus über Stuttgart und Heidelberg begeben hatten. Wie Billroth seiner Gattin schrieb, fanden sie dort 300 Schwerverwundete, mit denen die vier ortsfähigen Ärzte wenig anfangen konnten. Billroth und sein damals 28 Jahre zählender Assistent entfalteten sofort eine absolut selbständige, außerordentlich glückliche und segensreiche, aber äußerst anstrengende Tätigkeit, die sie von 7 Uhr morgens bis 1/2 Uhr abends ununterbrochen beschäftigte. Czerny, an dessen Tüchtigkeit und Ausdauer sein Vorgesetzter eine außerordentliche Freude hatte, erhielt sofort 100 Schwerverwundete zur selbständigen Führung überwiesen, später wurde ihm ein Lazarett mit 60 Kranken überlassen. Die Instruktion und Legitimation, welche Billroth seinem Assistenten von Mannheim aus überwandte, wohin er von Weizenburg aus einen Zug Verwundeter zu überführen hatte, trägt noch einen anderen berühmten Namen. Sie bestimmt nämlich unter anderem, daß die Deutschen in dem Lazarett an der Seilerbahn untergebracht werden sollten, welches Prof. Bergmann, der damals noch in Dorpat, später in Würzburg und Berlin wirkende große Chirurg leitete. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Billroth und Czerny fanden erst mit des ersteren Tode ihren Abschluß. Billroth war außerordentlich stolz auf seinen ehemaligen Schüler, den ersten, den er in Wien ausgebildet hatte, und empfand besondere Genugtuung darüber, daß er als Deutsch-Böhme nach Freiburg und Heidelberg berufen wurde. Seinen Leistungen als Forscher wie als Lehrer und Praktiker hat er stets die verdiente Anerkennung in vollem Maße gezollt.

Die Vercohung des englischen Theaters. Die beste Charakteristik der immer unkünstlerischer gewordenen Londoner Theaterverhältnisse bieten die folgenden Zeilen, die ein als Fremdenführer der Überseesoldaten tätiger Londoner an die "Times" sendet: "Während der Monate August und September", heißt es in dem Schreiben, "diente ich in der Vereinigung zur Hilfe für unsere Kolonialsoldaten, und meine Tätigkeit bestand hauptsächlich darin, täglich den auf Urlaub in England befindlichen australischen, kanadischen, afrikanischen und anderen Überseesoldaten des englischen Reiches die Gehenswürdigkeiten von London zu zeigen. Während des Tages konnte ich auch das Interesse der Leute für die historischen Gebäude und öffentlichen Anlagen der Hauptstadt aufrechterhalten, doch dann wurde ich immer wieder gebeten, ihnen zu sagen, wo sie des Abends die besten musikalischen und dramatischen Künsten genüsse sich verschaffen könnten. Da aber zeigte es sich, daß es sehr schwer geworden ist, in London wirkliche Kunst auf diesem Gebiete zu entdecken. Es stellte sich heraus, daß London während des August und September fast ausschließlich „Rebuen“ bot, deren Lendenz und Geschmacklosigkeit die Moral unserer Soldaten nur schädigen können. Und alle Überseesoldaten, mit denen ich unsere Theater besuchte, äußerten sich hierüber in der abfälligsten Weise. Sie fanden nur Clownsäpze, wo sie gute Musik zu hören und die Aufführung guter Dramen zu sehen gehofft hatten. Ihre Enttäuschung äußerte sich jedesmal aufs neue in lautester Weise, und sie fanden, daß das Londoner Theaterleben wohl eines Jahrmarktes, aber nicht der Hauptstadt des britischen Reiches würdig sei. Auch jetzt im Winter, da der Spielplan sich wenigstens insofern verbessert hat, als man neben den lächerlichen Rebuen auch einige Schauspiele sieht, tadeln unsere Kolonialsoldaten, die geglaubt hatten, sich an Londoner Kunst erfreuen zu können, die Tatsache, daß es fast unmöglich ist, in ganz London überhaupt ein ernstes klassisches Stück in halbwegs künstlerischer Wiedergabe zu sehen. Die wenigen Theater, die jetzt etwas künstlerisches leisten, sind so kostspielig und so ausschließlich auf das reiche Publikum zugeschnitten, daß es den Soldaten unmöglich ist, sie zu besuchen. Wenn schon das künstlerische Bedürfnis der Londoner hier nicht nach Abhilfe schreit, so wäre doch zu bedenken, daß es Pflicht der Reichshauptstadt ist, den aus der Fremde kommenden Soldaten etwas Besseres als zirkusartige Schwänke und leichtfertige Koupets zu bieten!"

Frankreich plant ein Denkmal für Kriegshunde. In Befolgung ihres Systems, schon jetzt auf künftige, erst noch zu erbringende Vorbeeren Vorschuß zu nehmen, sind die Franzosen eifrigst damit beschäftigt, die Pläne für Triumphbögen, Siegeszüge und Denkmäler auszuarbeiten. Besonders die Denkmalswut ist in letzter Zeit geradezu französisch gestiegen, und wenn man wirklich alle bisher vorgeschlagenen Denkmäler zur Ausführung bringen wollte, würde der gesamte französische Boden in eine Steinwüste verwandelt werden müssen. Den merkwürdigsten aller Kriegsdenkmalpläne aber finden wir im „Intransigeant“, wo ein Herr Hachet-Souplet allen Ernstes nach dem Kriege die Errichtung eines großen nationalen Denkmals zur Ehrengabe der Kriegshunde vorschlägt. Tatsächlich hat sich bereits im Handumdrehen ein Komitee gebildet, das diesen seltsamen Plan verwirklichen will. Nur „L’Oeuvre“ mag einen Protest: „Nach dem Kriege“, so schreibt das Blatt, „wird es bei uns zweifellos geradezu eine Epidemie von Denkmälern geben. Leider zeigt bereits heute die Einsicht in die vorliegenden Pläne, daß Kunst und Geschmack hierbei nicht besonders günstig abschneiden werden. Aber der Respekt vor unseren Helden sollte uns die Wahnsinnstat verbieten, die Kriegshunde in gleicher Weise zu ehren. Schon heute werden den Hunden Kreuze und Medaillen verliehen. Das ist gerade genug, und jeder Soldat wird sich gegen weitere Geschmackslosigkeiten wehren.“ Anscheinend wird aber von den so sehr nach Siegesfeiern und Denkmälern dürstenden Zivilisten keine Rücksicht auf die Gefühle der Soldaten genommen, da das Hundedenkmalskomitee bereits im Begriffe ist, sich mit der Regierung ins Einvernehmen zu setzen.

Petersburgs lustbare Linden. Uns wird geschrieben: Ein russischer Großfürst, der in Deutschland die Straßenbepflanzung mit idyllischen Bäumen bewundert hatte, schlug vor, den Neuen Projekt, die stettlichste Geschäftsstraße in Petersburg, nach deutschem Muster mit Bäumen zu bepflanzen. Einem eifärtigen Generalturnier wurde der Auftrag erteilt, die jungen Bäume zu liefern. Er lieferte 800 Lindenstämmchen

für 40 Rubelen das Stück an einen Großgärtner, denn ohne Zwischenhandel sind derartige Geschäfte in Russland unmöglich. Dieser Großgärtner gab die Bäume an einen Petersburger städtischen Beamten für 1 Rubel das Stück weiter. (70 Bäumchen waren auf dem Transport inzwischen vertroffen.) Noch in derselben Stunde verkaufte der Mann die 800 (!) Bäume an eine Polizeiperson für 3 Rubel den Baum, die sie an einen Hofbeamten des Baren für 5 Rubel weiter gab. Der Hofbeamte stellte „alle 800“ Bäumchen der russischen Regierung mit 8 Rubel das Stück in Berechnung. Als die Baumsendung in Petersburg ankam, waren 100 davon gestohlen, 90 vertroffen, 20 gebrochen, so daß etwa nur 400 gepflanzt werden konnten. Die Hälfte ging bald ein, so daß die kümmerliche Bepflanzung durch den gewissenlosen Netzenhandel also 4800 Rubel gekostet hatte, d. h. ein Bäumchen, das für 40 Kopeken erstanden war, auf 12 Rubel kam.

Nede, damit ich dich sehe. An eine schlagfertige Entgegierung auf britische Unmaßung, deren Nichtigkeit sich gezeigt hat, erinnert das neueste Heft der bekannten Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Wien): Thomas Mounton, ein englischer, als höchst verschlagen bekannter Diplomat, högte den Rat Kaiser Ferdinands I., Johann Lang, vor der Tafel heftig Deutsch reden. Mounton verstand diese Sprache nicht und sagte englisch zu Lang: „Ihr Deutscher redet nicht, ihr brüllt und donnert. Ich glaube, Gott hat zu Adam und Eva, als er ihr Urteil im Paradies verhängte, in dieser groben Sprache geredet.“ „Das weiß ich nicht“, erwiderte der kaiserliche Rat, „aber wenn ich euch ansehe und bedenke, trogn ihr andere schon überredet habt, dünkt es mich, daß die Schlange im Paradies und der Teufel English gesprochen haben.“

St. St.

Des Rätsels Lösung.

„Du, Erich! hier im blut'gen Westen,
Und du so heiter und vergnügt!
Na, alter Freund, wirst mir's erzählen,
Worin des Rätsels Lösung liegt? —
Kenn dich doch seit den lehren Jahren
Als Freude fliehende Natur,
Gedrückt und ängstlich, ganz zerfahren — — —,
Und jetzt: von all dem keine Spur! — ?“

„O Friedel, alter Junggeselle!
Wie ich das Schicksal jubelnd pries,
Das gnädig den Tantalusqualen
Im eignen Heime mich entriß!

Denkt du noch der Studentenjahre,
Der goldnen Zeit beim Becherklang? —
Wie sprudelte aus unsren Herzen
Der Freiheits- und der Minnesang!

Ja Minne! — Mancher ward betrogen,
Der sie besang und — kannt sie nicht!
Vog er erst fest in ihren Fesseln —
Beigt grausam sie ihr wahr Gesicht. —

Herrzinnig liebte ich ein Mädchen;
Wie schüchtern ging's zum Traualtar! —
Kaum warm im Heim — ein wahrer Drachen,
Beigt wütend seine Krallen dar.

Mein Herz ward kalt gen alle Freuden,
Litt Höllenqual im öden Heim;
Gedrückt sehn mich die Freunde schleichen —
Doch keiner ahnt der Schwermut Keim.

Da kam der Krieg! Sah Männertränen —
Begriff nicht ihrer Seele Schmerz!
Wohl wurden feucht auch meine Augen —
Hal! Freiheit! winkte meinem Herz.

Der stille Gatte ward ein Krieger,
Der grimmigste im Männerstreit! —
Hier drauf' war schnell mein Web vergessen
Im Rahmen echter Fröhlichkeit. —

Nun kennst du dieses Rätsels Lösung;
Möcht' er nun sie prüfen manche Frau!
Ein trautes Heim, drinn Liebe wohnet! —
Kein schöner'r Dank — wenn Grau wird Blau! —
Georg Saß.

Der Verfasser ist bekanntlich ein Wiesbadener Kind und ein Weiberfeind. Wir brachten kürzlich schon eine Probe seiner „Dichtkunst“ und seiner Weiberfeindschaft!